WerkstattGeschichte 44, Klartext Verlag, Essen 2006, S. 115-116

Mexican Americans und Puertoricaner in den USA

Silke Hensel, Leben auf der Grenze. Diskursive Aus- und Abgrenzungen von Mexican Americans und Puertoricanern in den USA, Frankfurt/Main (Vervuert) 2004, 426 S., 48,00 €

Der glutäugige Liebhaber aus der Westside-Story oder der mitleiderregende *wetback* am Ufer des Rio Grande: Denkt man an Puertoricaner und Mexikaner in den USA, so tauchen vermutlich solche und ähnliche Bilder in europäischen Köpfen auf. Als aufgeklärte HistorikerInnen wissen wir natürlich, dass diese Bilder nicht oder nicht nur der Realität entsprechen – aber sehr viel mehr wissen wir meist nicht. Über die Realität, die historische Erfahrung dieser beiden klassischen *minorities* erfahren wir jenseits einiger dürrer Fakten auch im vorliegenden Buch allerdings kaum etwas, denn es geht weniger um das *Leben auf* der Grenze als um das *Reden über* sie, wie der Untertitel verdeutlicht. Silke Hensel rekonstruiert, auf der Basis eines breiten und heterogenen Quellenmaterials – neben Zeitungsberichten und Parlamentsdebatten werden auch Briefe, Eingaben und Interviews ausgewertet – die Fremd- und Selbstbeschreibungen dieser beiden Gruppen von der Mitte des 19. bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts.

Ausgehend von der Prämisse, dass kollektive Identitäten diskursiv erstellt werden, widmet die Autorin ein ausführliches Einleitungskapitel der populären wie wissenschaftlichen Konstruktion von Rassen und ethnischen Gruppen in den USA, bevor sie auf ihre beiden Fälle zu sprechen kommt. Dieses Vorgehen mag für die eigene wissenschaftliche Selbstverortung von Bedeutung sein, im weiteren Text führt es jedoch zu ermüdenden Redundanzen. Auch das chronologische Durcharbeiten der Quellen überzeugt nur bedingt: Denn die zeitlich bestimmte Kapitelunterteilung nimmt das zentrale Ergebnis der Untersuchung vorweg und durchkreuzt es gleichzeitig: In der Mitte des 20. Jahrhunderts, so Hensel, wandelte sich das rassistische Paradigma zur Beschreibung der »Fremden« langsam in ein ethnisches. Wurde also das »Wesen« der jeweiligen Minderheit vor dem Zweiten Weltkrieg noch streng biologistisch verankert, so weitete sich dies langsam in den kulturellen Bereich und führte schließlich, nicht zuletzt im Zuge der Bürgerrechtsbewegungen, zu einem heute noch gültigen ethnischen Fremd- und Selbstverständnis, das jedoch immer noch tendenziell essentialistisch ist und sich weiterhin bestens für Hierarchisierungen eignet. Nicht nur die gleitenden Übergänge zwischen beiden Kategorien, sondern auch die von der Autorin betonte Ähnlichkeit der zunächst rassistischen, dann ethnischen Zuschreibungen werden durch die gewählte Kapiteleinteilung unterlaufen. So belegt der vorliegende Fall einmal mehr, dass es bei vergleichend angelegten Arbeiten sinnvoll sein kann, diese nicht chronologisch, sondern inhaltlich zu strukturieren, und die jeweiligen Thesen anhand bestimmter Themenfelder durchzudeklinieren, die immer wieder aufs Neue relevant werden, wie z. B. in diesem Fall die jeweiligen Geschlechterbilder oder die Diskussionen um Staatsbürgerschaft bzw. den kolonialen Status.

Der eingangs behauptete Konstruktionscharakter der rassistischen wie ethnischen Zuschreibungen wird in Hensels Untersuchung mehr als deutlich, und dies nicht nur im von ihr ausgebreiteten historischen Längsschnitt, sondern auch in manchen durchaus verblüffenden Momentaufnahmen: So endete z. B. die jahrzehntelange Diskussion um die rassische Einordnung der Mexican Americans zunächst einmal damit, dass für den Zensus des Jahres 1930 eine eigene Rasse erfunden wurde, nämlich die »mexikanische«. Puertoricaner wiederum änderten ihre Hautfarbe durch Ortswechsel: Galten sie auf der Insel als »weiß«, wurden sie in New York »schwarz«, wobei, wie eine Soziologin 1949 bemerkte, die Zuordnung durch den starken Bräunungseffekt auf

der Insel zusätzlich erschwert würde. Mag manches in der Rückschau geradezu anekdotisch anmuten, so verweisen die Texte doch auch immer wieder auf das all diesen Reden zugrunde liegende Machtgefälle: Die jeweiligen Grenzen wurden und werden immer von der Mehrheit gesetzt, und den diskriminierten Minderheiten bleibt nichts anderes übrig, als darauf zu reagieren. Dass ihnen hierzu eine kulturell verortete Ethnizität mehr Anknüpfungspunkte bietet als rassistische Weltbilder, leuchtet unmittelbar ein. Dennoch bleibt es bemerkenswert, dass das kollektive Widerstehen mittels einer ins Positive gewendeten, aber ebenso essentialistischen Selbstbeschreibung historisch immer wieder so viel attraktiver zu sein scheint als ein individuelles Pochen auf gesetzlich einklagbare Gleichbehandlung. Hier, so denke ich, stößt die Diskursanalyse an ihre Grenzen: Denn um dies zu verstehen, müsste man auch die ganz reale Repression, die in manchen Phasen durchaus gewalttätige politische Unterdrückung mit in den Blick nehmen, die die Angehörigen dieser – und vieler anderer – Minderheiten über Jahrzehnte hinweg jeglicher Illusion beraubte, dass das große Versprechen der Aufklärung, die Gleichheit aller Individuen, tatsächlich für alle gelten könnte.

Stefanie Schüler-Springorum
(Hamburg)